Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 44 (1970)

Artikel: Ein Ort zum Schreiben
Autor: Burger, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-558859

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Ort zum Schreiben

Einer meiner Vorgänger hat das Gartenhaus Tusculum genannt. Ein guter Name. Ich würde ihn übernehmen, wenn ich nicht, wie jeder Mensch, einen Hang zum Benennen besässe. Mörikes Lustgemach fällt mir ein, das Presselsche Gartenhaus von Waiblinger, Kerners Turm und all die romantischen Klausen, in denen man sich für Mussestunden vom Alltag zurückzog. Ich hatte ein treffendes Wort für mein Gartenhaus, da fiel es mir auf den Boden, aus Unachtsamkeit, und ich suchte es stundenlang mit der Pinzette. Man stellt sich kaum vor, wieviel Zeit ich damit verliere, auf dem Boden herumzukriechen und nach entfallenen Wörtern zu suchen. Vielleicht habe ich das Wort zertreten. Es ist deshalb nicht einfach, einen Namen zu finden, weil das Haus verschiedene Gesichter hat. Ein Gesicht für den Garten und eines für die Strasse. Innen sieht es nicht so aus, wie man es von aussen erwartet hat, und umgekehrt. Die reich verzierte Stuckdecke passt nicht zum Wort Gartenhaus, auch nicht das breite Portal und der Goldene Schnitt, der, wie mir mein abgebrochenes Architekturstudium einflüstert, trotz symmetrischer Anordnung der Fenster überall im geheimen waltet. Die rechteckige Form spricht gegen die Bezeichnung Pavillon, obwohl die südliche Verschlafenheit der Gartenfassade dafür wäre. Der kühl nüchterne Innenraum ist zu klassisch für den Ausdruck Atelier und zu atelierhaft für das Wort Gartensaal. Tusculum gibt wohl die vornehme Klassizität wieder und die Abgeschiedenheit, wenn man durch den Garten hinuntersteigt, aber nicht den Lärm der Strasse und die zerschlissenen Vorhänge. Ich halte mich an die Pinzette und an die Schreibmaschine. Ich werde weitersuchen.

Kommt man vom Land in die Stadt der schönen Giebel, hat man sich an den Giebeln satt gesehen, dann sucht man vielleicht die Aare auf, biegt vor der Brücke rechts ab, ist enttäuscht, keine Allee und keine Promenade zu finden, wird bald müde auf der hässlichen Asphaltstrasse, die schnurgerade und ewig weiterzulaufen verspricht, verirrt sich womöglich in einem Industriequartier, das mit der Aare gar nichts zu tun haben will, kommt an einem

Garagenplatz und etwas weiter vorne an einem Ziegeldepot vorbei, ohne zu beachten, dass dazwischen, zwar erhöht, abweisend wie eine kleine Bastion und getarnt durch eine Plakatwand, aber dennoch nicht ohne den prüden Charme einer verschlossenen kleinen Sommervilla mein Gartenhaus thront.

So sieht es am Sonntag aus, am Sonntagnachmittag. Im Schachen ist nichts los, die Bahnhofstrasse träumt von Verkehr, Frauen schieben im Zeitlupentempo ihren Kinderwagen der Aare entlang, Autos, vollgepfropft mit hemdärmligen Fans, suchen vergeblich den Sportplatz; der FC Aarau verliert auf fremdem Terrain. Der Besucher, der mein Gartenhaus nicht übersehen hätte, würde vielleicht über die Ziegel steigen, die paar Tritte in der Böschung nehmen, durchs Loch im Zaun schlüpfen, mit vorsichtigen Schritten das Wiesenstück überqueren, durch die blinden Scheiben und weissen Vorhänge in einen dämmrigen Raum spähen und bei sich denken: romantisch! Dieser Besucher ist mein Freund. Er möbliert in Gedanken das Atelier so um, dass ich mich am Montag nicht mehr zurechtfinde. Später schlendert er durch die Stadt, wird giebelmüde und denkt noch auf dem Perron an mein Gartenhaus. Er hängt es hinten am Zug an, stellt es zu Hause in seinem Garten auf und vergisst es vermutlich erst im Winter, wenn er es in Gedanken heizen müsste.

Eine Seminaristin arbeitet an einem Vortrag über das Thema «Schreiben in dieser Zeit». Sie spricht mit mehreren Schriftstellern darüber. Der Zufall will es, dass ich zu den Opfern gehöre. Die Seminaristin ist hübsch, wie sich das für Seminaristinnen gehört. Sie besucht mich an einem mild gesalzenen Nachmittag im September. Beide Flügel der Tür stehen offen. Der Donner von Düsenjägern verliert sich am Himmel. Sie legt mir einen Apfel auf den Tisch in der Annahme, ich sei bibelfest, setzt sich geschmeidig, schlägt die Beine übereinander und findet mein Atelier ganz toll, einfach wunderbar, unerhört chic. Ich lege Schumann auf, Carnaval, und erzähle aus meinem Innenleben. Die Seminaristin notiert, ihre Augenaufschläge sind gekonnt. Würden Sie meinen, dass der Schriftsteller auch heute noch

romantische Wurzeln im Industriegelände ausstrecken darf? Ich würde meinen. Müsste der Schriftsteller nicht die Welt verändern wollen, um jeden Preis? Um jeden Preis. Schreiben Sie auch zutiefst aus der rationalen Erkenntnis, dass das Irrationale der Brunnen ist, zu dem der Krug der Form geht, bis er bricht? Zutiefst. Sind Sie engagiert? – Engagiert von wem? Ach wie geistreich, entzückend! Der Vortrag wächst. Ihre Beine werden mit jeder Frage länger. Das Haar glänzt matt-seidig rötlich. Schumanns Davidsbündler marschieren triumphal gegen die Philister. Sie möchte immer dableiben, hat aber in einer Viertelstunde Klavierstunde. Was spielen Sie? höre ich mich fragen. Schumann, Carnaval. Entschuldigung! Ich nehme die Platte vom Teller. Sie trägt ihre Unterschrift ein am Kamin, wo ein schmieriges Durcheinander von Namen herrscht. Welches müsste ihr Name sein, dunkel, geschmeidig, schlank, verschleierte Augen? Sie tut mir den Gefallen und heisst Ursula. Ihre Hand beim Abschied ist leicht und feucht, vom Notieren. Sie gibt mir durch einen unmissverständlichen Druck der Hand zu verstehen, dass dieser Besuch nicht der letzte gewesen sein könnte. Sie hat mich in ihr Repertoire aufgenommen. Ich wünsche ihr viel Glück zum Vortrag und einen unbestechlichen Deutschlehrer. Nach ihrem Weggehen ist der Raum noch erfüllt von ihrer kühlen Geschmeidigkeit. Widerwillig krame ich in den Papieren. Der Nachmittag ist goldstaubhell. Tief leuchten die Zinnien und Dahlien in der Gärtnerei. Während die Seminaristin Ursula in der Klavierstunde (beneide ich den Klavierlehrer?) ihre zehn gelenkigen Finger zum Maskenfest kommandiert, habe ich Deutschstunde im Zweifingersystem, die sechste des Tages. So sähe mein Gartenhaus vom Seminar her aus, wenn es Ursula gäbe. Aber es gibt sie natürlich nicht.

Der Mann, der mich jedes Jahr einmal erschreckt, indem er von der Strasse aus einen Stein durch die offene Tür unter meinen Schreibtisch wirft und dabei meistens meine Zehen empfindlich trifft, hat im Gegensatz zu mir, der ich Handwerker bin, einen musischen Beruf: er ist Stromableser. Er notiert die Ener-

gie, die ich verbrauche. In der Ecke neben dem lavendelblau gestrichenen Wandschrank befindet sich die Tafel mit den Sicherungen und dem schwarzen Kästchen. Vielleicht schreckt ihn das Geklapper der Schreibmaschine davon ab einzutreten. Bier wäre da. Ich schreie hinaus: «Bier wäre da!» Er schreit zurück: «Nicht nötig.» Ich überlege, ob etwas konjunktivisch Umschriebenes und dennoch faktisch Vorhandenes der Notwendigkeit entbehren kann, und komme zu dem Schluss, dass man den Satz in die Befehlsform umsetzen müsse: «Trinken Sie ein Bier!» Und nun zeigt sich der musische Charakter des Stromablesers. Er hat keine Zeit. «Keine Zeit», schreit er, «vielleicht das nächste Jahr!» Schade, ich hätte gerne über Kilowattstunden diskutiert. Leute, die von Kilowattstunden etwas verstehen, faszinieren mich. Ich gebe noch nicht auf, trichtere die Hände vor dem Mund, da ein Lastwagen vorbeirasselt: «Bin ich das nächste Jahr noch da?» Er überlegt. Es dauert. Ein Motorrad und zwei Autos durchkreuzen seine Gedanken. Und dann kommt die verblüffende Antwort mit der Tür ins Gartenhaus gefallen: «Wenn das Haus noch steht, sind Sie noch da, so wie ich Sie kenne!» Der Stromableser kennt mich. Erstaunlich. Woher? Von den Kilowattstunden. Sie verraten alljährlich, dass mir das Gartenhaus besonders nachts ans Herz gewachsen sein muss. Ich resigniere ob des Verrates meiner Kilowattstunden und gebe ihm die Zahl preis, aber nicht, bevor ich ihn noch einmal auf die Probe gestellt habe: «Was ist schwerer, ein Kilogramm Watte oder ein Kilogramm Blei?» Das Schimpfwort bleibt nicht aus: «Sie sind ein Idealist!» Ich hätte dem Stromableser gerne ein paar Kilowattstunden abgekauft, pralle, energiegeladene Kilowattstunden. Wenn ich die Kilowattstunden in Prosa umrechne oder besser in Lyrik, denn die Prosa wird ja bei Tag geschrieben, komme ich nicht um die Feststellung herum, die Herstellung sei sehr kostspielig. Im Papierverbrauch, im Stromverbrauch, im Blutverlust. Eine Kilowattstunde kann man in die Hand nehmen, sie elektrisiert nicht wie die Mussestunde, das Gegenteil der Kilowattstunde. Eine Kilowattstunde ist ein Kilogramm wattierter Glühbirnenstunden.

Wickelt man sie um den Finger, schmeckt sie wie rosarote Zuckerwatte. Wenn die Schulstunde nach Kreide riecht, die Turnstunde nach Ledermief, die Morgenstunde nach Zahnarzt, die Abschiedsstunde nach Kaugummi, die Autostunde nach Achselschweiss, die Klavierstunde nach Gewitterschwüle und die Konfirmationsstunde nach Kampfer, so riecht die Kilowattstunde eindeutig zuckermandelsüss nach gebrannter Zeit. So sieht das Gartenhaus von der Elektrizität her aus.

Obwohl der Mann, der Kilowattstunden einsammelt, mich jedes Jahr einmal tüchtig zu erschrecken vermag, ist er harmlos, verglichen mit jenem Gespenst, das seltener, unregelmässiger kommt und ohne anzuklopfen eintritt. Ich meine den Mann, der nur aus Wörtern besteht. Meistens kommt er gerade dann, wenn ich im Wörterbuch lese. Wie andere Telephonbücher lesen vor dem Einschlafen, um in den Zahlen und Adressen jene Ruhe zu finden, die ihnen das Gedächtnis nicht erlaubt, lese ich Wörterbücher, denn nichts ist so anregend wie nackte Wörter, wenn man sie mit den Fingerspitzen fassen und mitsamt den Wurzeln ausziehen kann. Ich bilde mir immer ein, mich an seine Erscheinung gewöhnt zu haben, dabei bekomme ich jedesmal Gänsehaut. Der Mann, der nur aus Wörtern besteht, ist so schwer zu beschreiben wie Wörter, und alles, was schwer zu beschreiben ist, macht uns Angst. Wenn er lächelt, gleicht er mir, wenn er bekümmert dreinschaut, gleicht er mir auch und ebenfalls, wenn er zornig ist, aber als Ganzes gleicht er weder mir noch irgend jemandem, nicht einmal dem Wort Mensch, vielleicht am ehesten dem Wort Wort. Sein Gewand ist zusammengeflickt aus Adjektiven, Substantiven und Verben. Es glitzert wie Stanniol. Sein Schuh ist das Wort Schuh, seine Schritte tönen wie das Wort Schritt, seine Beine sind beinern wie das Wort Bein, die Arme dünn wie das Wort Arm, der Hals ist eng wie das Wort Hals, die Augen zucken wie das Wort Auge, die Finger sind brüchig wie das Wort Finger, die Nägel kratzen wie das Wort Nagel, die Zunge ist gelbviolett wie das Wort Zunge, die Nase schleimig wie das Wort Nase. Der Mann, der nur aus Wörtern besteht, gleicht einer Vogelscheuche,

wenn man die Assoziationen, die sich üblicherweise zu den Wörtern einstellen, mit aufgeschreckten Vögeln vergleichen darf. Sein Gerüst ist das Wort Mann, und daran hängen Tausende von kleinen Buchstabenflicken, die knistern, wenn er sich bewegt. Unter dem metallenen Oberkleid trägt er ein braunrot schimmerndes Unterkleid, das aus Wörtern wie Blut, Lunge, Niere, Herz und Leber gewoben ist, und unter diesem Gewebe von Innereien schillert ein seidenes Gewand. Ich ahne darauf den Brandfleck des Wortes Gewissen. Der Mann, der nur aus Wörtern besteht, raucht das Wort Zigarette, zündet es an mit dem Wort Streichholz, und was er mir ins Gesicht bläst, ist das Wort Rauch. Er hat kein Gedächtnis, sondern nur das Wort dafür. Er hat auch keine Sprache. Wenn er sprechen könnte, tönte das so wie unsere Vorstellung von Sprechen, also etwa so wie eine leer drehende Kaffeemühle. Und wenn er sich verletzen könnte, müsste schwarze Tinte aus der Wunde rinnen.

Gestern war er da. Er trat ein, was man so eintreten heisst, nahm Platz, und dabei muss man sich vorstellen: er riss den Platz an sich, den er haben wollte. Er blickte mich an von hinten, durchbohrend. Ich weiss aus Erfahrung, was dieser Blick zu bedeuten hat: Komm mit! Mit wohin? Komm mit ins Reich der Wörter! Werde ein Mann, der wie ich nur aus Wörtern besteht! Ich beuge mich über die Schreibmaschine, stütze die Stirn auf die kühle Metallverschalung, dicht vor den Augen die Tasten mit den unschuldigen Buchstaben, und der Mann weiss, dank dem Wort Erfahrung, diese Gebärde heisst nein. Ich möchte dieses Nein hinausschreien, in sein vierteiliges Herz schleudern, denn ich weiss, dass es Wörter gibt, die für ihn tödlich sein könnten. Ich tue es nicht, mir graut vor einer gigantischen Wortleiche. Und jetzt folgt die Strafe, die ich noch jedesmal überstanden habe, die ich aber ebensogut einmal nicht überstehen könnte. Er verflucht mich. Ich stelle mich mit dem Gesicht zur hellgrünen Wand, und er schleudert die Pfeile nach mir. Es sind kleine, silberne, spitzige Wörter, die um meine Ohren sausen und federnd steckenbleiben. Alle Flüche dieser Welt tönen harmlos, verglichen mit

seinem Geschosshagel. Doch nie, sooft sie meine Haut auch ritzen mögen, treffen mich die Pfeile wirklich. Der Mann, der in diesem Augenblick nur aus Pfeilen besteht, hat den Auftrag, mich einzuschüchtern, nicht mich umzubringen. Der Zorn der Wörter, der sich über mir entlädt, ist zugleich ihre Hoffnung.

Nun kann der Mann auch sehr schmeichelhaft um mich werben. Dann beginnen die Wörter an ihm zu singen. Von Skeletten, die im Wind hängen, sagt man, dass sie plötzlich zu schlockern aufhören und singen können. Der Gesang der Wörter besteht aus einem einzigen, schneidend intensiven Ton, wie er entsteht, wenn man den Rand eines Kristallglases mit feuchtem Finger umfährt und es zum Klingen bringt. Dieser Ton, dem ich hingegeben lausche, vermittelt jenes seltene Glücksgefühl, das einen überfällt, wenn sich alle Wörter gleichzeitig und unglaublich locker anbieten, man jedoch nicht die Kraft hat, sie aufzunehmen. Es gibt Frauen, die so lachen können, dass man glaubt, ihnen auf der Spur zu sein. Der Wörtermann beherrscht dieses Lächeln im gläserklingenden Ton seiner Buchstabengefässe, und es ist so verlockend, dass ich immer wieder vergesse, wem ich mit dem Rücken gegenübersitze. Denn ein Gespräch mit dem Mann ist unmöglich, ja sogar gefährlich. Ich habe es mehrmals versucht. Der Inhalt der Wörter löste sich auf der Zunge auf wie Tabletten, und dieser gelbe Belag liess die Zunge immer schwerer werden. Doch auch die Buchstaben zersetzten sich. Zurück blieben kleine Haken und Dorne, Gräte, die mir im Hals steckenblieben. Und das nur, weil er mich anstarrte mit seinen Wörteraugen, weil er die Bewegungen meiner Lippen nachahmte mit seinem Wörtermund. Ein Wesen aus Wörtern kann nicht sprechen, es kann nur das Gesprochene vorwegnehmen in fürchterlicher Gelassenheit und dadurch vernichten. Ich spürte körperlich, wie sich meine Sätze in ihm krümmten vor Lachen. Ein solches Wesen kann aber auch Sätze anlocken, die noch nie gebildet worden sind, und diese Sätze künden sich in einem lustvollen Juckreiz auf der Zunge an, obwohl sie nie ausgesprochen werden. Sie wären viel zu süss. Man müsste sie erbrechen.

So wäre jedes Gespräch ein Kampf zwischen Erbrechen und Ersticken, und ich beschränke mich in den seltenen Augenblicken, da er bei mir auftaucht, immer darauf, seine Erscheinung zu erfassen, die sich ständig verwandelt. Eigentlich ist es sehr ungenau, ihn einen Mann zu nennen. Der Wörterschmuck an den Ohren und Handgelenken und die weichen Bewegungen geben ihm etwas Weibisches, ebenso der Geruch, der wörtlich an den Geruch in Kleiderschränken voll überwinternder Pelzmäntel gemahnt. Vielleicht müsste man ihn ein Neutrum nennen, ein uraltes und zugleich kindlich herrisches, weiblich nachgiebiges und patriarchenhaft strafendes Neutrum. Was immer er ist, man beleidigt ihn, wenn man ihm auf die Finger schaut. Deshalb drehe ich ihm schon den Rücken zu, bevor er eingetreten ist, und während seines Besuches bin ich nie ganz sicher, ob er wirklich da ist. Man sagt ihm nach, dass alles zu Asche werde, was er mit seinen Wörterhänden berühre, dass er durch seine blosse Anwesenheit die Umgebung in Sprache verwandle. Und so ist es: das papierdünne Wort Wand trägt das feiste Wort Decke, das Wort Decke verziert im Sinne von Verzieren das mockige Wort Stuck, am Wort Stuckverzierung hängt das läppische Wort Lampe, im Wort Lampe sitzt festgeschraubt das Wort Glühbirne, und das Wort Glühbirne hält sein Wort, indem es Kilowattstunden verspeist. So sieht das Gartenhaus von der Sprache her aus.

Hermann Burger